

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

18.7.1920 (No. 29)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 29



18. Juli 1920

Franz Schnabel / Die Ursachen der französischen Revolution.

II.

Nicht neben der politischen Nivellierung der einzelnen Klassen steht die soziale Zerklüftung, wiederum als unmittelbare Folge der Zentralisation. Der Adel ist beschäftigungslos geworden. Was tut er noch auf seinen Gütern? Zusehen, wie der Intendant regiert? Oder soll er einen Kleinkrieg mit ihm führen, nachdem der Krieg im Großen gegen das Königtum verloren ist? Und das Königtum seinerseits sucht dem Adel statt der alten Beschäftigung eine neue zu besorgen durch Stellen am Hofe. Sehr früh schon haben die französischen Könige die prunkvolle und kostspielige Ausgestaltung des Hofes als politisches Instrument von immenser Bedeutung begriffen. Auch sonst in Europa ist dieses arcanum imperii dem französischen Könige abgesehen worden, aber nirgends ist es so vollendet angewendet worden, als in dem zentralisierten Frankreich, weil nirgends neben der Verlockung auch der Zwang zur Landflucht so groß war. Der Adel kann sich dem nicht entziehen, er entwöhnt sich des Lebens in der Provinz und schließlich verachtet er es. An Mahnern hat es nicht gefehlt, aber das System war stärker als die Menschen. Der Adel kann sich nicht mehr wehren und wird am Hofe nun geistig, politisch und wirtschaftlich vollkommen gebrochen: dank einer diabolischen Absichtlichkeit wird er durch Prunk und Verschwendung ruiniert und gänzlich in die Abhängigkeit vom König gebracht. Und für die verlorene Lebensaufgabe findet der Adel nun einen Ersatz in dem höfischen Zeremoniell: die ganze gesellschaftliche Kultur dieses Zeitalters der vollendeten französischen Lebenskunst ist ein aus Beschäftigungslosigkeit entstandener Zeitvertreib, weil eine entwurzelte und ihrer alten Aufgaben enthobene Klasse einen Ersatz einen Schein von Betätigung braucht, um nicht völlig zugrunde zu gehen. Gewiß war die französische Klasse geeignet für diese Kunst des *savoir-vivre*, und die Rolle gefiel ihr schon bald sehr gut; aber mit Recht ist doch einmal von den Brüdern *Goncourt* die ganze Kultur des Rokokozeitalters aus dem psychischen und soziologischen Gesetz der Langeweile abgeleitet worden.

Die Landflucht des Adels nun aber bedeutet seine völlige Entfremdung von den übrigen Klassen; das Land ist ihm nur noch ertragspendende Domäne, für die er selber nicht sorgen kann und bald auch nicht mehr sorgen will. Der patriarchalische Geist der Feudalverfassung verschwindet, und die Klust nur gelegentlich lebt er noch in einigen Originalen. Und die Klust zwischen dem Bürgertum wird gleichfalls immer größer, seit die gemeinsame Arbeit in den Ständetagen aufgehört hat und das Bürgertum seinerseits mit neuem Reichtum und großem Selbstbewußtsein sich neben den Adel stellen möchte. Der Adel lebt in der Tat inmitten seiner Sinesuren und seiner Hofämter in ver-

goldeter Isolierung. So hat es das Königtum gewollt, um ihn also machtlos zu machen; aber die Folge wird sein, daß die oberen Klassen nun kein einigendes Band umschließt, und so werden sie leicht von der Gasse überrannt werden, wenn die Zeit einmal gekommen ist. Die weitere Folge von Zentralisation und Landflucht aber ist, daß einerseits die Provinzen veröden, andererseits Paris das ganze nationale Leben absorbiert. Und das sind die Provinzen, die einst der Stolz Frankreichs gewesen und die das ganze reiche und farbigste Leben der Nation in sich vereint hatten; das waren die Städte, die auf diesem urbanen Boden bis in die Römerzeit, ja bis in die keltische Zeit zurückreichten, in denen einst die Gotik ihre Geburt gefeiert und in denen sich ehemals ein wunderbar bewegtes kommunales Leben entfaltet hatte. Das alles war jetzt erloschen: man wartet auf das, was Paris tut, und ahmt es nach; denn die geistige Führung ist aus diesem sterbenden Staatskörper gewichen, und die Revolution wird dann einfach die Konsequenz daraus ziehen und den Leichnam des Reiches in mathematisch gleiche Teile zerstückeln.

Die Provinzen müssen sterben, damit Paris groß wird. Dort aber sind die Verwaltungsstellen und Zentralämter, die ganz Frankreich mit einem Netz von Organisationen überspannen, dort allein werden die Gesetze des Staates, der Gesellschaft, der Wissenschaft, der Kunst gegeben, dort wird die öffentliche Meinung gemacht, und wenn diese einmal oppositionell werden sollte, dann wird sie dank der Zentralisation auch sofort die Kanäle zur Verfügung haben, um schnell bis in die entferntesten Winkel der Monarchie zu gelangen. Und diese oppositionelle Meinung wird dann auch in Paris selber nicht mit den Ideen allein zufrieden zu sein brauchen, sondern sie wird in Paris auch die Mittel haben, sich praktisch durchzusetzen. Und wiederum ist es das Königtum gewesen, das hier der Revolution die Wege gebahnt und ihr in den Arbeitermassen der Stadt die Sturmtruppen bereitgestellt hat. Auch das ist eine Folge der Zentralisation; denn die Konzentrierung des ganzen Lebens an einer einzigen Stelle schuf Massenbedürfnisse und zwang zur Entwicklung einer Industrie. Werner Sombart hat bei seinen Untersuchungen über den Ursprung des modernen Kapitalismus auch die Bedeutung des modernen Fürstentums für die Entstehung kapitalistischer Energien herausgehoben: der Fürst als Inhaber des stehenden Heeres, des umfassenden Beamtenapparates, der ausgedehnten Hofhaltung ist der erste große Auftraggeber in der Geschichte und veranlaßt auf diese Weise Massenkonsum und damit Massenproduktion. Um wie viel mehr ein Königtum, das das alles in den größten Dimensionen und auf dem engsten, konzentriertesten Raume unternimmt! Die Zentralisation macht aus Paris nicht nur eine Stadt

der Kämter, des Hofes und der Garnisonen, sondern auch eine Stadt des industriellen Lebens. Und so stehen die Arbeitermassen von St. Antoine bereit, um dereinst gegen die Tuilerien sich in Bewegung zu setzen.

Die Könige haben das alles dunkel geahnt; aber was wollten sie dagegen tun? Wie ein ungeheures Schicksal wächst die Stadt heran, unaufhörlich und riesengroß, durch die Jahrhunderte hindurch. Die Könige mußten, wollten sie ihre absolute Macht und damit die nationale Größe und sich selber nicht aufgeben, die Zentralisation durchsetzen; das war ihre geschichtliche Aufgabe, ihre historische Mission; und deshalb konzentrierten sie alles öffentliche Leben Frankreichs in Paris. Aber sie wollten doch andererseits, daß die Stadt klein blieb; so sahen sie die verhängnisvolle Tatsache der anwachsenden Riesenstadt und der sterbenden Provinzen, aber sie sahen nicht den Grund von alledem. Und also haben die absoluten Könige mit tiefster innerer Notwendigkeit sich selber das Grab gegraben; das war nicht die Willkür und die individuelle Schuld eines Einzelnen, sondern der Zwang einer geschichtlichen Entwicklung, die stärker war als das Königtum selbst und die das Königtum überdauert hat. Denn die Revolution hat nachher die Parole von der Selbstverwaltung und der dezentralisierten Exekutive ausgegeben; aber sie verschlang dann ihre eigenen Kinder und endete mit der zentralistischen Kommune der Jakobiner und dem Cäsarismus Napoleons. Die Zentralisation war in der Tat das große Schicksal der französischen Geschichte, das mit Notwendigkeit sich vollzog und mit der gleichen Notwendigkeit immer wieder die Opposition des ganzen Landes gegen sich aufrief.

Und dieser latente Geist des Widerstandes, der zeitweise auch recht unverhüllt sich hervorwagte, hat das Ansehen des Königtums allmählich untergraben. Der Adel, der müßiger und verantwortungsloser Zuschauer geworden, wird kritisch und nörgeled, und je deutlicher die Risse des Systemes werden, um so Kühner werden seine Forderungen auf Wiederbelebung der Stände in den Provinzen und im Reich. Und als dann der König tatsächlich die Reichsstände wieder beruft, da ahnt niemand, daß hier die große demokratische Revolution entstehen könnte, sondern man befürchtet viel eher eine neue Fronde. Der Gedanke, das Bürgertum gegen den Adel auszuspähen, lag darum für den König nahe, aber auch die bürgerliche Opposition war erstarkt und bedrohte gleichfalls das absolute Königtum. Und auch diese bürgerliche Opposition ist letzten Endes eine eigene Schöpfung der königlichen Zentralisation und im besonderen ihrer Wirtschaftspolitik. Es wäre eine Aufgabe für sich, zu zeigen, wie das Merkantilssystem durch seine einheitliche Zoll-, Handels- und Kolonialpolitik neue wirtschaftliche Grundlagen und eine neue starke Klasse geschaffen hat, wie aber die politische Verfassung der Veränderung der ökonomischen Basis nicht nachgefolgt war, sondern auf dem Boden der alten wirtschaftlichen Zustände blieb: die neue Schicht hat Geld, Bildung, Selbstbewußtsein, sie ist als Gläubiger am Staate interessiert und verlangt Zugang auch in die Gesellschaft; und so geht ihr Kampf gegen die absolutistische Staatsform und gegen den Weiterbestand der Privilegien, der sozialen noch mehr als der wirtschaftlichen. Gesellschaftliche Zurücksetzung und gekränkte Eigenliebe treiben eine stark gewordene, neue Klasse in den Kampf gegen den alten, vom Königtum selber entwurzelten Stand des Adels.

Man kann dieses Motiv, das von dem Aufstieg einer bisher untergeordneten Klasse, von ihrem anwachsenden Besitz und ihrem erstarkenden Selbstbewußtsein spricht, nicht leicht überschätzen: nur so konnten die Träger der Revolution geboren werden. Und darum steht auch die vieldiskutierte Agrarkrise des Ancien Régime doch eigentlich erst in zweiter Linie. Gewiß ist der Bauer nicht mehr in der behaglichen Lage wie in der vorabsolutistischen Zeit, wo seine Arbeit im Geiste des Mittelalters noch anders gewertet war und ein großer König ihm für jeden Sonntag ein Huhn in den Topf wünschte. Er hatte jetzt doppelt zu zahlen, neben den gutsherrlichen Lasten noch die staatlichen Steuern. Und während die einen nach dem Untergange des patriarchalischen Feudalismus viel schärfer eingezogen wurden als ehemals, drückten die anderen durch die Art der Verteilung und die Art der Erhebung. Das alles waren unmittelbare Folgen der Zentralisation, wie andererseits auch die ungünstigen Produktionsbedingungen der Landwirtschaft der gleichen Ursache entstammten: das Merkantilssystem enthielt in sich eine Preispolitik, die für die Agrarprodukte eine dauernde künstliche Baïsse bedeutete, der Weiterbestand der wirtschaftlichen Privilegien konservierte den Großgrundbesitz, und die Testamentsfreiheit des römischen Rechtes zerstückte den Rest des französischen Bodens in kleine und kleinste Fetzen. Ueber den Grad der agrarischen Krise wird man wohl immer streiten können: ihr Vorhandensein und ihr Anwachsen ist außer Zweifel — schon

angesichts der steigenden Finanznot, die ihrerseits auch eine Folge der Zentralisation war, ihrer Schrankenlosigkeit und ihrer unglücklichen Expansionspolitik.

Und dies Unglück des Königtums in der auswärtigen Politik trug nun auch seinerseits ganz unmittelbar zum Sturze des alten Systems bei. Denn das absolute Königtum mit seiner Zentralisation fand seine Rechtfertigung darin, daß es durch die gewaltige Konzentrierung aller Kräfte, die es ermöglichte, die Gewähr bot für eine Ueberlegenheit gegenüber allen anderen Staaten und also die nationale Superiorität Frankreichs nach außen hin gewährleistete. Das zentralisierte Königtum erfüllte in der Tat diese Aufgabe, und das war seine weltgeschichtlich große Zeit, als es den französischen Staat aus der habsburgischen Umklammerung zur Hegemonie in Europa emporführte. Bald aber zeigte es sich, daß Frankreich gerade dem Lande gegenüber unterlag, das seinen weltpolitischen Aufstieg nicht mit so großen Opfern bezahlte und das die Zeitgenossen immer als leuchtendes Vorbild der Freiheit dem Absolutismus gegenübergestellt hatten — England! Die Zentralisation der Bourbonen zerbrach innerlich in dem Augenblick, als sie diese ihre nationale Aufgabe nicht mehr erfüllen konnte, — als seit der zweiten englischen Revolution und den Türkenzügen des Prinzen Eugen die große Koalition der Seemächte und der Habsburger sich gegen Frankreich zusammenschloß. Ich habe die einzelnen Stappen dieses Niederganges hier nicht zu verfolgen; genug, daß auch dies nicht die Schuld der einzelnen Könige gewesen, sondern das Resultat einer größeren Entwicklung — einer völlig veränderten Weltstellung, wie Ranke gesagt hat. Und auch hier hat dann die Revolution sich der Tradition der französischen Geschichte nicht entziehen können; sie hat den Gedanken der alten Könige nicht verleugnet, sondern sie hat ihn gerade erneuert und verstärkt. Nicht weil der Absolutismus Machtpolitik getrieben hat, hat sich die Revolution gegen ihn gewendet, sondern weil er sie unglücklich und erfolglos getrieben; und die Revolution ihrerseits hat dann die Machtpolitik der alten Könige nochmals aufgenommen, sie hat dafür — durchaus wie bei der Zentralisation — andere Formen gefunden, aber wer konnte im Einzelnen trennen, wo ihr Propagandagedanke aufhörte und der Eroberungsgedanke anfing! Und so ist auch hier die Revolution Weiterführung und nicht Bruch mit der Vergangenheit, sie ist nach Ranke's Worten „geboren aus den Tendenzen zur Wiederweckung der alten Macht.“

Und all diese Tatsachen muß man sich vor Augen halten, um zu verstehen, warum nun die sog. „destruktiven Ideen“, die doch in England entstanden und gemeineuropäischer Besitz geworden waren, gerade in Frankreich zündeten. Die Ideen des Naturrechtes, des Staatsvertrages und der Volkssouveränität, der Gedanke, Welt und Leben zu rationalisieren und gegen die Tradition das Recht der Vernunft an die Erkenntnis und an das Handeln zu erheben, die ganze Säkularisierung des Denkens, jett Relativismus, seine positivistischen Grundzüge und seine Zweifel an der Autorität — all das waren Gedanken, die seit dreitausend Jahren hin und wieder immer emporgetaucht waren; aber nie waren sie eine Macht geworden im Leben der Völker. Wie war es möglich, daß sie diesmal die Seelen so ganz anders ergriffen und eine Welt aus den Angeln hoben? Warum wurden diese Gedanken von den Theoretikern gerade in Frankreich mit solcher Konsequenz zu Ende gedacht und warum fanden sie dann eine so erbarmungslose Anwendung?

Auch das ist ein Motiv, das weit in die Vergangenheit zurückreicht und tief begründet ist in der französischen Geschichte, Tradition und Rasse. Ich kann hier nicht die Entwicklung des klassischen Geistes geben, wie Taine sie gelehrt hat — jene Auseinandersetzung zwischen den lateinischen und den germanischen Elementen des Franzosentums, eine Auseinandersetzung, die sich durch die ganze französische Geschichte hindurchzieht und gerade heute in den Werken der Jüngsten, bei Paul Claudel oder Romain Rolland nochmals eine späte Erneuerung feiert. Es muß die Feststellung genügen, daß das siegreiche Vordringen des klassischen Geistes seit der Renaissance sich ausdrückt in einer Reduzierung alles nationalen Lebens auf Einfachheit, Logik, Klarheit, Abstraktion und Konsequenz. Der französische Staat wird aus der Vielgestaltigkeit des feudalen Ständetums zur Einheit und Zentralisation geführt; in der Jurisprudenz steigt die Klarheit und Systematik des römischen Rechtes über die Anschaulichkeit, Inkonsistenz und Buntheit der germanischen Rechtsüberlieferung; in der Kunst wird die Gotik — organisch, naturalistisch und mystisch wie sie ist — abgelöst durch die Symmetrie, den Rationalismus und die harmonische Konsequenz der klassischen Kunst; in der Literatur verschwindet die freischaffende Phantasie, das Geheimnisvolle und Volkstümliche, und es siegen die „Regeln“,

und es liegt jenes klassische Maß, das — antithetisch und symmetrisch zugleich — alle Zerrissenheit zur Harmonie bündigt und dem Genius der französischen Sprache und des französischen Geistes so gemäß ist: klar, leuchtend, durchsichtig wie ein Kristall.

Man könnte noch an die Entwicklung der französischen Sprache erinnern und an ihre Flucht aus dem Reiche des Patois und der Anschaulichkeit zur Abstraktion, Vernunft und Klarheit; oder an die französische Philosophie und den Sieg, den sie davontrug im Namen der Logik, der Analyse, der Mechanik und der Raison. Es genügt der Eindruck, daß die Franzosen also prädisponiert sind für die Konsequenz und daß sie deshalb die Folgerungen aus der Vernunft viel mitteleidloser ziehen als irgend jemand sonst: das Problem von Vernunft und Tradition wird von ihnen viel schärfer gestellt und rücksichtslos entschieden zugunsten der Ratio. Vor dieser aber kann gerade das in Frankreich Bestehende sich noch viel weniger rechtfertigen als in irgend einem anderen Lande. Die Vernunft, die an sich schon klarer und kritischer ist, findet gerade in Frankreich ja in der Tat eine Tradition, die hier widersinniger ist als anderswo. Und andererseits mußte dieser Konsens der Geschichte, weil er so offenkundig und so bizarr ist, bewirken, daß die Vernunft noch viel radikaler, aggressiver, unhistorischer wurde. Und aus dieser geschichtlichen Konstellation heraus, dem Zusammentreffen des klassischen Geistes mit den besonderen sozialen und politischen Verhältnissen des Ancien Régime, ist letzten Endes die Revolution entstanden.

Unendlich viel greift ineinander und unendlich tief in der Vergangenheit wurzeln die geschichtlichen Vorgänge. Denn jedes historische Ereignis ist ein Mischungsprodukt vieler, gewordener Dinge und zahlreicher, einzelner Faktoren. Zu diesen Faktoren aber gehören schließlich auch noch die Individuen, die handelnd

in diesen Gang der Entwicklung eingreifen. Und da erhebt sich zuletzt noch die Frage, ob eine starke Regierung die Revolution hätte vermeidbar machen können. Die Frage ist viel diskutiert, sie ist bejaht und verneint worden. Aber alle Historiker sind sich darin einig, daß auch eine starke Regierung das Ancien Régime nicht so, wie es geworden war, hätte erhalten können: die Gründe seines Unterganges sind überindividuell und reichen tief hinab in die Vergangenheit; sie sind voll „tiefer Notwendigkeit“. Die Privilegierten waren nicht zu retten, und bei ihrer ganzen politischen Entwöhnung war nie zu erwarten, daß sie freiwillig das kleinere Opfer brachten, um das größere sich zu ersparen. So blieb in der Tat nichts übrig als die Revolution. Aber wenn die Revolution nichts anderes war als die plötzliche und gewalttätige Beendigung eines Wertes, an dem zehn Generationen französischer Geschichte und französischer Könige selbst gearbeitet hatten, dann konnte es auch eine Revolution sein, in welcher der König selbst die Führung behielt. Dann aber war Bedingung, daß es ein großer und starker König war, der — wie Philipp der Schöne oder Ludwig XI. — voraussetzungsfrei und echt machiavellistisch den Bund von Königtum und drittem Stande wagte — ein König, der in wohlverstandener eigenem Interesse und politischem Weitblick seine Macht auf eine neue Basis stellte und ohne Schwanken allen Widerstand, die ihn von diesem Wege weglockten. Das war die Bahn, die Turgot geahnt und die Mirabeau dem Könige gewiesen hatte: der König hatte in der Tat nur die Wahl, Führer oder Opfer der Revolution zu werden. Daß Ludwig XVI. dies nicht begriff, war seine persönliche Tragik mitten in der allgemeinen Unerbittlichkeit der historischen Notwendigkeit; denn unzertrennbar sehen wir auch hier wie überall im geschichtlichen Leben die innige Verketzung persönlicher und allgemeiner Kräfte, die Verketzung von Schuld und Schicksal.

Walther Vulst / Friedrichs des Großen Rheinsberger Zeit.

Aus alten Briefen.

Im Jahr 1768 erschien in Haag ein Band „Lettres familières et autres“. Der Verfasser Jakob Friedrich von Bielfeld war im Jahr 1717 in Hamburg geboren. Er genoß vielseitigen Unterricht und empfing die französisch-deutsche Bildung seiner Zeit in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich. Freimaurer, lernte er im Frühjahr 1738 den Kronprinzen von Preußen bei Gelegenheit von dessen Aufnahme in den Bund kennen, erregte seine Aufmerksamkeit, und weilte, von ihm eingeladen, im Herbst des folgenden Jahres als sein Gast auf Rheinsberg; von Friedrich hochgeschätzt, ward er bei seinem Abschied als zu seinen Diensten ihm verbunden betrachtet. Kurz vor des alten Königs Tode vom Kronprinzen eilig nach Berlin zu sich berufen, trat er in seinen Diensten 1740 als Sekretär des Grafen Truchseß-Waldburg seine erste Gesandtschaftsreise nach Hannover an, als Gesandtschaftsrat in derselben Gefolge seine zweite, wiederum an den englischen Hof, auf ein halbes Jahr nach London. Zurückgekehrt, ward er förmlich in den Dienst des Auswärtigen Amtes genommen, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften, 1745 Gouverneur des Prinzen Ferdinand, 1747 Kurator aller preussischen Universitäten. Bald in des Königs Gefolge, bald in selbständiger Sendung bereiste er Schlessien, Slettin, Magdeburg, Halle. Im Jahr seiner Vermählung ward er in den Freiherrnstand erhoben und zum Geheimen Rat ernannt. Die freie Beschäftigung mit den Wissenschaften und schönen Künsten wurde durch die Ruhestunden seines Amtes hin fortgesetzt. 1752 erschien von ihm „Progrès des Allemands dans les Sciences, les Belles Lettres et les Arts.“ Drei Jahre später rang ihm die Notwendigkeit, seine Güter Treben und Haffelsberg im Sachsen-Altenburgischen Gebiet selbst zu verwalten, den harten Entschluß ab, dem geliebten Glanz des königlichen Hofes mit gnädigem Urlaub zu entsagen. Schon nach zwei weiteren Jahren nötigten ihn die Gefährdungen durch den dritten schlessischen Krieg, mit Frau und beiden Söhnen in seine Vaterstadt Hamburg eilig zu flüchten. Voltaires ehrenreiches Lob seines 1759 erschienenen Werkes „Institutions politiques“ mochten den unglücklichen Vertriebenen trösten und der Ruhm des heißgeliebten großen Friedrich für seine persönlichen Verluste ihn entschädigen. Nach dem Friedensschluß auf seine Güter zurückgekehrt, starb er 1770 zu Altenburg. Es ist das Leben und die Laufbahn des an Gütern, Reib und Geist bevorzugten adeligen Kavaliers des 18. Jahrhunderts, des allseitigen Hofmanns und Diplomaten der Barockzeit.

Seine Briefe sind der vollkommen treue Ausdruck seiner kultivierten Natur und eine nicht weniger köstliche reine

Quelle für den Nachkommen, dem vorüber in ihren Spiegelbildern die vergangene Zeit zieht*).

Der ausgezeichnete Brief beschwört den bezaubernden Anblick der uns traumhaft anmutenden fürstlichen Kultur des Barock zu Rheinsberg, ihrer feinen Geistigkeit und ihrer ausgelassenen Feste, aus deren weltfermem Kreis nach wenigen Jahren der Große König vor die Augen der Welt trat.

Rheinsberg, den 30. X. 99.

Gnädige Frau!

In meinem Bericht kommt die Reihe an Rheinsberg, ein kleines freundliches Städtchen, das mitten im dürrsten Sande auf der mecklenburgischen Grenze liegt. Es zählt ungefähr 1000 Einwohner, und gehörte früher einem vornehmen Franzosen, der sein Vaterland wegen seiner Konfession verlassen mußte. Der König hat es nebst dem Schloß, den Gärten und dem Holz und dem dazu gehörigen Acker gekauft und es dem Kronprinzen geschenkt. Das Schloß war verfallen, und den Gärten sah man kaum an, was sie gewesen waren, als der Prinz dieses Geschenk erhielt; welches ihm umso angenehmer war, da sein Regiment in Ruppin, zwei Meilen von hier, in Garnison liegt. Das Schloß ist herrlich gelegen. Ein großer See bespült fast seine Mauern, und jenseits desselben zieht sich amphitheatralisch ein schöner Wald von Eichen und Buchen hin. Das Schloß bestand nur aus dem Hauptgebäude mit einem Flügel, an dessen Ende ein alter Turm sich erhob. Dies Gebäude und seine Lage waren geeignet, den Geist und den Geschmack des Kronprinzen und Knobelsdorfs**) Talent zu zeigen, der Aufseher über die Bauten ist. Das Hauptgebäude wurde ausgebeßert und durch Vogensenster, Standbilder und mancherlei Bierat verschönert. Man baute von der andern Seite ebenfalls einen Flügel mit einem Turm und verband die beiden Türme durch eine mit Basen und Gruppen geschmückte Säulenreihe. Hierdurch gewann das Ganze die Gestalt eines Bierocks. Zum Eingang führt eine mit Standbildern als Kadelabern besetzte Brücke. In den Hof gelangt man durch ein schönes Portal, worüber Knobelsdorf in lateinischer Sprache die Worte setzte: „Friedrich, der Freund ländlicher Ruhe.“ Das Innere des Schlosses ist höchst prächtig und geschmackvoll, reich ohne Ueberladung an vergoldeter Bildhauerarbeit, ein Zeugnis eines feinen Geistes. Der Prinz

* Die neue Ausgabe der Briefe bereitet der Verfasser vor.

** Hans Georg Benzelslaus Freiherr von Knobelsdorf, geboren 1697, gestorben 1753, der berühmte Baumeister und Freund Friedrichs des Großen.

liebt die bescheidenen Farben; Möbel und Vorhänge sind hellviolett, Himmelblau, hellgrün oder fleischfarb, mit silbernen Borten. Ein Saal, der die Bierde des Schlosses sein wird, ist noch nicht vollendet; er soll mit Marmor bekleidet, mit Goldbronze und großen Spiegeln geschmückt werden. Der berühmte Pesne*) arbeitet am Deckengemälde, das den Aufgang der Sonne darstellt. Auf einer Seite schreitet die Nacht, in dichte Schleier gehüllt, von ihren traurigen Vögeln und den Horen begleitet. Sie scheint sich zu entfernen, der Morgenröte weichend, an deren Seite der Morgenstern in Venus Gestalt erscheint. Man sieht die weißen Pferde des Sonnenwagens und den Apollon, der die ersten Strahlen sendet. Ich halte das Bild für symbolisch und auf einen Tag deutend, der vielleicht nicht mehr fern ist.

Die Gärten in Rheinsberg sind noch unvollendet; daran die Arbeit währt erst zwei Jahre. Die Absichten sind groß, die Ausführung wird von der Zeit abhängen. Die Hauptallee schließt ab mit einem Obelisk. Baumgruppen, Lauben, schattige Sitze sind allerorten verstreut. Ein Gewächshaus läßt der Kronprinz nach dem Plane Knobelsdorfs ausgezeichnet schön gerade aufzuführen. Auch ein Labyrinth wird angelegt; in seiner Mitte will man einen Bacchustempel bauen. Zwölf Satyre werden überlebensgroß als Säulen dienen und das Dach tragen, dessen Form die einer umgekehrten Schale sein wird. Die Zugänge werden sämtlich mit Eppich, Reben, Taxus und Zypressen bepflanzt. Zwei Lustschiffe, die der Prinz erbauen ließ, schwimmen auf dem See und bringen den Wanderer, der die Wasserfahrt liebt, an das Waldufer.

Wir kamen eines Oftermorgens um 10 Uhr in Rheinsberg an und stiegen im Posthause ab; doch der Prinz verstaute uns dort nicht langen Aufenthalt. Er ließ unser Gepäck abholen und zwei schöne Zimmer uns im Schloß anweisen. Nachdem wir uns angekleidet, führte man uns in einen Billardsaal im Erdgeschoß, dessen Fenster von einer Seite auf den Schloßhof, von der andern auf den Garten gehen. Wir fanden da die meisten Offiziere und Herren des prinzipalischen Hofes, und wurden sehr artig von ihnen empfangen. Der Kronprinz versteht aufs Beste die Kunst, ausgezeichnete Menschen um sich zu versammeln und an sich zu fesseln. Dabei genießt er alle, die auf dem Schloß wohnen, die ungewöhnliche Freiheit. Sie sehn den Kronprinzen und seine Gemahlin nur bei Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert oder auf anderen Festen, daran sie beliebig teilnehmen mögen. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem Oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht zugebracht mit Schlafen bis an den Mittag, Frühstück, mit Besänftigung und leerer Vertreibung der Gläubiger, in wichtiger und geheimnisvoller Konferenz mit Schneider und Puzmacherin, mit Toilettenmachen und unnützem Geschwätz im Vorzimmer. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, unterhält oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Sodann kleidet man sich nach Gebühr, doch ohne Pracht und Verschwendung, und begiebt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügen des Kronprinzen zeigen den Mann von Geist. Er bemüht sich gerade, den Macchiavell zu widerlegen. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, ihm ist kein Gegenstand fremd oder zu hoch, über jeden äußert er neue und treffende Bemerkungen. Sein Witz ermüdet zu keiner Zeit. Er duldet den Widerspruch und versteht, die guten Einfälle anderer gleichfalls sich äußern zu lassen, indem er die Gelegenheit herbeiführt, ein bedeutendes Wort zu sprechen. Er scherzt und neckt bisweilen, doch ohne Bitterkeit, und ohne eine wichtige Erwiderung übel aufzunehmen. Die Bibliothek des Prinzen, darin er einen großen Teil des Tages liest, ist ein entzückender Raum, in einem der schon erwähnten Türme, und hat Aussicht auf den See und den Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche, aber wohlgewählte Sammlung der besten französischen Bücher in Glaschränken, die Schutzwerk und Gold schmückt. Voltaires lebensgroßes Bild hängt im Zimmer. Der Kronprinz bevorzugt ihn vor allen.

Nach der Mittagszeit gehen die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe ist, bei Kaffee die Honneurs zu machen. Die Oberhofmeisterin fängt an, und die andern folgen; selbst die fremden Damen sind nicht ausgeschlossen. Der ganze Hof versammelt sich um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, macht ein Spiel, geht umher, und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin trinken Kaffee in ihrem Zimmer.

Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Concert; daran teilzunehmen ergeht besondere

*) Antonie Pesne, geboren 1784 zu Paris, Schüler des Charles de La Roche, bereiste 1708 Rom, Neapel und Venedig, bildete sich an Lissan und Giorgione, ward Mitglied der Pariser Akademie, von Friedrich 1740 zum Mitglied der Kunstakademie ernannt, als deren Direktor er 1757 starb. Bedeutend als Bildnismaler; Bildnisse, historische Gemälde in Sanssouci, Berlin und Potsdam; in Sanssouci fünf musikalische Gemälde und zahlreiche Decken.

Einladung, als ungewöhnliche Gnabenbezeugung. Der Prinz spielt gewöhnlich die Flöte. Er beherrscht das Instrument vollkommen; sein Ansat, sowie seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt. Ich hatte öfter die Ehre, ihn zu hören, wenn er die Flöte blies, und wurde bezaubert von seinem adagio. Seine Compositionen sind eine Folge neuer Melodien, entnommen unerschöpflicher Fülle.

Doch Friedrich ist in allem ausgezeichnet. Er tanzt schön, leicht und mit Grazie, und ist ein Freund jedes edlen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeitstötend und, nach seinen Worten, nicht viel nützlicher ist, als das Auslegen eines Kamins.

Sie denken gewiß, daß ich nur einzig und überall meinen Prinzen sehe, da ich die Kronprinzessin noch nicht erwähnte. Ich werde im folgenden die Ehre haben, die hohe Frau Ihnen zu schildern. Ihre Gestalt ist ebenmäßig und edel, Hals, Hände und Füße von vollkommener Bildung; ihr Haar zart aschfarb und spielt gepudert wie Perlen. Ihre großen blauen Augen blicken sanft, doch voll Leben und Ausdruck. Ein angenehmer Mund, ein hübsches Kinn, eine kleine Nase, über schönen Brauen eine offene Stirn; ihr ganzes Gesicht anmuthig und gütig. Diese lebenswürdige Prinzessin spricht wenig, besonders bei Tafel, doch alle ihre Worte sind bedeutend und weiblich, und zeigen eine Bildung, die durch die Bekümmerte der besten Franzosen erworben ward. Wir hatten kürzlich einen reizenden Ball; der Prinz, der gewöhnlich Uniform trägt, erschien in einem seladongrünen Kleide, mit breiten silbernen Husarenknöpfen, die Weste von Silbermoor und reich gestickt. Alle Kavaliere seines Gefolges waren ähnlich, doch weniger prächtig gekleidet. Alles war reich und feierlich, doch die Prinzessin erschien als Sonne unter Sternen. Meine Tage hier sind wahrhaft entzückend. Eine königliche Tafel, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, im Garten, im Walde, Wasserfahrten, Künste, Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: alles vereinigt sich in diesem märchenhaften Schloß, um das Leben zu verschönen. Doch ein Tropfen Vermut hat sich in meine Freuden gemischt. Ich muß Sie nur ein wenig vorbereiten, daß Sie mich bald mit ein paar großen Narben vor der Stirn, einem blauen Auge und einer zerquetschten, an Farbe dem Regenbogen ähnlichen Wade in Hamburg werden antommen sehen. Diese Zierden habe ich einem unglücklichen Bacchusfeste zu verdanken. Vor ungefähr vierzehn Tagen war der Kronprinz bei Tafel ungewöhnlich heiter; dies ging auf die ganze Tischgesellschaft über. Einige Gläser Champagner regten unseren Witz an. Der Prinz fand, daß uns der kleine Rausch nicht übel stehe, und sagte, er sei Willens, es den Abend da wieder anzufangen, wo er es den Mittag gelassen habe. Gegen Abend wurde ich zum Concert gerufen. Gegen Schluß befahl mir der Prinz, zur Prinzessin zu gehen, bis ihr Stück beendet sein würde. „Wir wollen uns danach zur Tafel setzen und trinken, bis die Kerzen niedergebrannt sind.“ Ich nahm die Drohung für Scherz, da ich weiß, daß der Prinz Freuden dieser Art nicht liebt. Als ich aber zur Prinzessin kam, versicherte sie mir lachend das Gegenteil und meinte, dieses Mal werde ich meinem Schicksal nicht entgehen. Wirklich hatten wir uns kaum zum Abendessen gesetzt, als der Kronprinz viele Gesundheit anbrachte, auf welche man Bescheid tun mußte. Die Heiterkeit steigerte sich von einem Augenblick zum andern, und selbst die Damen nahmen Teil daran. Aller Zwang hörte auf; einige Herren gingen in das Vorzimmer, um frische Luft zu schöpfen. Ich war unter der Zahl. Beim Hinausgehen war ich noch ziemlich wohl, aber die frische Luft hatte mich umnebelt. Ein großes Glas Wasser stand vor mir auf dem Tische; die Prinzessin hatte es in meiner Abwesenheit mit Eillery-Champagner, davon man den Schaum abließ, vertauschen lassen. Da ich nun nicht mehr recht wußte, was ich trank, so vermischte ich Wein mit Wein, und um mir vollends den Rest zu geben, befahl mir der Prinz, mich ihm zur Seite zu setzen. Er sprach von seinen gnädigen Absichten auf mich, und ließ mich ein Glas Lüneel nach dem andern leeren. Jeder war ungefähr in meinem Zustande, man überschüttete die Damen mit Lob und Zärtlichkeit; endlich zerbrach die Kronprinzessin, zufällig oder absichtlich, ein Glas. Dies war gleichsam die Lösung zur ausgelassensten Freude und schen uns nachahmenswert. In einem Augenblick flogen die Gläser in alle Winkel des Saales, und Krystall, Porzellan, Schalen, Spiegel, Leuchter und Tafelgeräth wurden in tausend Stücke zertrümmert. Mitten unter diesem Gräuelpiece der Verwüstung war der Prinz der einzige, der auf die Trümmer mit heiterem, ruhigem Auge herabsah; aber als der Jubel zum Tumult ward, zog er sich zurück auf sein Zimmer. Die Prinzessin verschwand in eben dem Augenblick. Ich war so unglücklich, nicht einen Bedienten zu finden, der sich meiner Hilflosigkeit erbarmt hätte. Ich kam also tapender der großen Treppe zu nah und stürzte von oben herab, worauf ich an der letzten Stufe besinnungslos liegen blieb. Ich wäre wahrscheinlich umgekommen, wäre nicht eine alte

Magd mein Schützengel geworden. Durch Zufall kam sie hin, da ich lag, und da sie mich im Finstern für den großen Schloßpöbel hielt, so belegte sie mich mit einem nicht sehr schmeichelhaften Namen und gab mir einen tüchtigen Fußtritt. Da sie aber endlich merkte, daß ich ein Mensch und sogar ein junger Hockavaller war, so öffnete sich ihr Herz milderen Gefühlen; sie ließ um Hilfe, meine Leute eilten herzu, man brachte mich zu Bett, holte den Wundarzt, öffnete mir eine Ader, verband meine Wunden und brachte endlich mich zum Bewußtsein. Den folgenden Morgen sprach man vom Trepanieren; doch war diese Furcht ohne Ursache gewesen; ich durfte nur 14 Tage lang das Bett hüten, derzeit der Prinz mich täglich zu besuchen die Gnade hatte und, soviel er konnte, zu meiner Wiederherstellung beizutragen. Den Morgen nach meinem Mißgeschick war das ganze Schloß sterbenskrank. Weder der Prinz, noch einer seiner Kavaliere ward sichtbar, und die Prinzessin besah sich ohne Herrn bei der Mittagstafel. Ich habe viel an

meinen Duellschungen gelitten und vollkommen Ruhe gehabt, manche moralische Betrachtung anzustellen. Man wird in Rheinsberg noch lange an diesen Tag denken, der zum Glück wenige Brüder zählt, da der Kronprinz durchaus kein Trinker ist. Er opfert nur dem Apollon und den Musen, und vielleicht kommt einst ein Tag, da er dem Kriegsgott Altäre baut.

Alles Glück und aller mir erwiesenen Gnade ungeachtet, wird es nun doch Zeit, an meine Rückreise nach Hamburg zu denken. Ich habe schon meinen Urlaub vom Prinzen erhalten, doch, wie er sagt, nur unter der Bedingung, mich mit dem Wege zwischen hier und Hamburg recht bekannt zu machen, da er mich als angehörig betrachte. Ich bin also reisefertig und sende diesen Brief als Fourrier voraus. Er ist eigentlich zu lang, und doch ist für die mündliche Erzählung noch manches übrig geblieben.

Empfangen Sie zc.

Karl Lang / Die Schlacht von Bietigheim—Malsch—Wildbad am 9. Juli 1796.*)

Seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. 1793 stand die junge französische Republik im Krieg mit fast allen Großmächten Europas. Bis 1794 hielten sich die Gegner im allgemeinen die Wage. Mit dem Auscheiden Preußens aus der Koalition durch den Frieden von Basel 1795 wandte sich das Kriegsglück den Franzosen zu. Für den Sommer 1796 planten diese einen wichtigen Schlag gegen Oesterreich. Die beiderseitigen Heere standen sich im allgemeinen durch den Rhein getrennt, auf der Front Düsseldorf—Basel gegenüber. Vom Niederrhein—Rahnggebiet aus sollte Jourdan mit der Maas—Sambre—Armee, vom Oberrhein her Moreau mit der Rhein—Mosel—Armee gegen Oesterreich vordringen, während gleichzeitig eine Nebenarmee unter dem 23jährigen Bonaparte die Oesterreicher in Oberitalien beschäftigte. Bekanntlich hat gerade diese Nebenarmee dank ihrer genialen Führung den Krieg glänzend gewonnen, indes die französischen Hauptheere nach anfänglichen Erfolgen von Erzherzog Karl gänzlich geschlagen wurden.

Dieser erst 24jährige, aber strategisch hochbegabte Prinz kommandierte Jourdan gegenüber; am Oberrhein befehligte der alte Wurmsier, der aber gar bald infolge Bonapartes Siegeszug mit 30 000 Mann Kerntrouppen nach Tirol abrückte. Durch Unterstellung seines Nachfolgers Latour unter den Erzherzog wurde Einheitlichkeit der Befehlsverhältnisse geschaffen. Die Hauptmassen der Heere standen von Mannheim den Rhein hinab. Den Oberrhein von Philippsburg bis Basel bewachte ein ganz dünner Grenzschutz von schwäbischen Kreistruppen, Oesterreichern und Emigranten.

Mitte Juni warf Erzherzog Karl den General Jourdan von der Lahn hinter den Rhein zurück. Zu dessen Entlastung ergriff Moreau die Offensive. Am 20. Juni begann er einen Scheinangriff auf Mannheim, während sein Gros in Eilmärschen nach Straßburg abzog. In der Nacht vom 23./24. Juni entriß General Desaix mit der Vorhut den Schwaben die Feste Kehl. In drei Strahlen entfaltete nun Moreau seine Armee aus dem Brückenkopf heraus.

Die rechte Flügelgruppe Ferino sicherte gegen Freiburg, die linke unter Desaix warf die allmählich herankommenden Oesterreicher nach Kämpfen an der Rench und Stollhofen—Bühl auf die Murglinie zurück. Eine Mittelkolonne unter General St. Cyr verjagte die Schwaben von den wichtigen Schwarzwaldpässen Kniebis—Hohbühl, besetzte Freudenstadt und ging parallel der Kolonne Desaix auf Gernsbach los.

Am 5. Juni warf Desaix die Armeeabteilung Latours durch Umfassung über Gernsbach auch aus der Murgstellung und eroberte Raßatt, gerade als die Spitzen der vom Niederrhein anrückenden Verstärkungen des Erzherzogs in der Linie Bietigheim—Muggensturm aufstauten.

Der Erzherzog war seinen Truppen voraus geeilt und hatte dem Kampf an der Murg angewohnt. Der Gegner war ihm im Gebirg schon bedenklich weit in die Flanke vorgedrungen und bedrohte von Gernsbach aus den wichtigen Magazinort Pforzheim.

Der Erzherzog hielt es daher für geboten, sich augenblicklicher Bedrohung durch Rückzug zu entziehen und sich dadurch Ellenbogenfreiheit zur baldigen Wiederaufnahme der Offensive zu schaffen. So nahm er das Gros seines Heeres am 6. Juli auf das Nordufer der Alb zurück und ließ es zwischen Mühlburg und Ettlingen, auf dem historischen Gelände der Ettlinger Linien des Spanischen Erbfolgekrieges und des Polnischen

Thronfolgekrieges*) zum Teil auf Karlsruher Boden lagern. Das Hauptquartier war in Müppurr. Die Vorhut hielt die Linie Bietigheim—Malsch. Seitendebungen waren nach Frauenalb und Langensteinbach hinausgeschoben.

Am 10. gedachte der Erzherzog die Offensive zu ergreifen. Moreau, sein Freund rascher Entschlüsse, drängte seinen Gegner nicht zur Entscheidungsschlacht, beabsichtigte vielmehr, erst am 9. den Angriff fortzusetzen.

Dies ermöglichte es dem Erzherzog, seine linke Flanke zu festigen und die wichtigsten Punkte im Gebirge zu besetzen. So schob er den General Raim mit 10 Bat. in die Linie Frauenalb—Dobel vor. Das Kernstück dieser ungemein starken Stellung war die steile, in das Albthal vorspringende Bergnase von Rotensohl. Eine Vorhut sicherte Herrenalb und den Loffenauer Paß, das Käppele, über welchen die österreichische Offensive gegen Gernsbach vordringen sollte.

Die am 7. ausgegebenen Befehle des Erzherzogs ordneten den Vormarsch in 3 Kolonnen an: 1. Kolonne unter F. J. M. Latour — 9 Bat., 28 Schwadr. — auf der Rheinstraße von Mühlburg auf Raßatt; 2. Kolonne unter F. M. L. Stürmer — 13 Bat., 29 Schwadr. — auf der Bergstraße von Ettlingen gegen Muggensturm.

Ueber Muggensturm hinaus darf erst vorgeückt werden, wenn General Raim Gernsbach passiert hat. Operationsziel in der Rheinebene ist die Linie Bühl—Reiberstung—Stollhofen.

3. Kolonne unter General Raim — 10 Bat., 5 Schwadr. — greift bei Tagesanbruch über Loffenau an, nimmt Gernsbach und Baden und schiebt bis Forbach vor. Die Kolonne ist nach Stärke und Stellung bestimmt, den Ausschlag zu geben. Ein Bataillon auf dem Kaltenbrunn sichert die Verbindung mit den Sachsen, die am 9. mit 6 Bat. und dem Gros der Reiterei im Enzthal bis Sprollenhäus, am 10. bis Urnagold vordringen.

2 Bat. Sachsen und einige Reiteret gehen im Nagoldthal über Calw vor und verbreiten das Gerücht vom Annarsch starker Heeresmäulen auf dieser Straße.

Es war also eine entscheidende Umfassung des rechten französischen Flügels im Gebirge geplant. Hauptsächlich mit Rücksicht auf die großen Marschrecken der Truppen setzte der Erzherzog den Angriff auf den 10. fest.

Allein das Ueberraschende wurde zum Ueberraschten. Auch Moreau hatte den Entschluß gefunden, sich die Initiative zu wahren. Er hatte aber dabei den Vorteil, daß seine Truppen am 8. schon vollkommen versammelt waren; er konnte den Angriff am 9. beginnen.

Noch entschiedener als der Erzherzog suchte der Franzose die Entscheidung im Gebirge. St. Cyr, der am 8. mit 18 Bat. bei Gernsbach stand, sollte den linken Flügel der Kaiserlichen im Gebirge werfen und Pforzheim nehmen, während Desaix mit seinen Divisionen im Rheintal vorerst den Gegner festhielt, dann aber gegen Durlach vorstieß.

Moreau verfügte für die Schlacht über 66 Bat. und 70 Schwadronen, der Erzherzog über 75 Bat. und 125 Schwadronen; freilich waren die schwäbischen und sächsischen Kreistruppen unzuverlässig und minderwertig. Die Bewegungen der Kaiserlichen, namentlich im Enzthal, waren den französischen Führern nicht ganz entgangen.

Dementsprechend sandte St. Cyr den General Taponnier mit 6 Bat. von Gernsbach über Kaltenbrunn nach Wildbad mit dem Auftrag, die Sachsen soweit zurückzuwerfen, daß sie außer jeder Fühlung mit der übrigen kaiserlichen Armee wären. Er selbst wandte sich mit dem Rest (12 Bat.) gegen die Kolonne Raim.

*) Val. K. Lang, Stellungskrieg auf Karlsruher Boden im 18. Jahrhundert. „Pyramide“ Nr. 2 und 3, Januar 1917.

Den Loffenauer Paß verteidigten in trefflich gewählter Stellung 7 Kompagnien Slawonier. Der Schwierigkeit des frontalen Angriffes sich wohl bewußt, sandte St. Cyr seinen General-Adjutanten Houël mit 3 Bat. zur Umgehung links heraus. Die Abtheilung geriet aber zu weit nach links, nach Mittelberg hin. So konnte die Stellung bei Loffenau erst nach erbittertem Kampf genommen werden. Die Slawonier gingen teils auf Herrenalb, teils auf den Dobel zurück. Unmittelbar nach dem Fall von Loffenau richtete General Kaim an das sächsische Korps das dringende Ersuchen, das weitere Gefecht der kaiserlichen Truppen durch energische Bewegung in die feindliche Flanke zu unterstützen. Nach leichterem Gefecht fiel Herrenalb. Nun stand aber St. Cyr vor der Mitte der kaum zu bewältigenden österreichischen Hauptstellung, die sich von Dobel über Notensohl, Frauenalb bis Mittelberg ausdehnte. Eine Ueberflügelung schien unmöglich, ein Angriff auf die Notensohler Bergnase drohte empfindliche Opfer zu fordern. Nichtsdestoweniger packte St. Cyr den Stier bei den Hörnern. Er beschloß, den Feind aus seiner Höhenstellung herauszutoden und dann mit bereit gehaltenen Kräften über ihn herzufallen. Er ließ nur einige Bataillone in lichten Schützenlinien zum Angriff vorgehen, 6 Bat. aber behielt er für einen entscheidenden Schlag in Deckung zurück. Houël, der inzwischen den Feind aus Vernbach vertrieben hatte, erhielt den Auftrag, sich gegen Frauenalb zu wenden.

Um 1 Uhr brandete die erste französische Schützenwelle die Notensohler Steige hinan. Sie wurde abgewiesen. In größeren Massen versuchte St. Cyr, um auch die geschlossenen Reserven der Verteidiger immer mehr in das Gefecht zu verwickeln, mit immer stärkerem Kräfteinsatz noch zweimal die Höhen zu erklimmen, aber jedesmal vergebens. Die Truppen Kaims ließen sich nicht aus ihren Stellungen herauslocken.

Es war 3 Uhr nachmittags, die Sache stand für die Franzosen höchst zweifelhaft. Aber, zäh an dem einmal gefaßten Entschluß festhaltend, befahl St. Cyr einen vierten Sturm. Diesmal gelangten die Stürmenden bis zum Höhenrand. Schon waren sie daran, die Feldmauern von Notensohl zu übersteigen, da warf sie der Stoß der kaiserlichen Reserven wieder die Bergänge hinunter. Veräuscht von ihrem Erfolg, verfolgten die Kaiserlichen die Fliehenden bis ins Tal hinab. In diesem Moment stürzte sich die von St. Cyr bereithaltene Reserve über die Siegestrunkenen her, warf sie und erreichte fast gleichzeitig mit ihnen — es war der 5. Sturm — die Hochfläche, deren sich die Franzosen erst nach erbittertem Ringen bemächtigt. Als nun gar noch Houël Frauenalb nahm und in die rechte Flanke Kaims eindrang, sank dessen Widerstandskraft zusammen. Unter schweren blutigen Verlusten räumte er die Hochfläche und ging auf Gräfenhausen—Nebelsbach zurück, von St. Cyr bis in die Nacht hinein verfolgt.

Ein Gedenkstein auf dem Westufer der Alb, unweit Marzell, erzählt dem Wanderer von diesen Kämpfen mit den Worten: „Erzherzog Karl vertheidigt das Gebirge gegen die französische Rhein-Mosel-Armee unter General Moreau 9. 10. Juli 1796.“

Das Schicksal des linken österreichischen Flügels hing nunmehr vollständig von dem Verhalten des sächsischen Korps ab. Es sollte an diesem Tage bis Spollenhaus vordringen und Kaim unterstützen, war aber erst 11 Uhr vormittags von Pforzheim abmarschiert. Als sich die Spitze Wildbad näherte, kam die Schreckenstunde vom Fall von Frauenalb. Sofort stellte General Lindt den Vormarsch ein. Auch das dringende Schreiben Kaims vermochte dem alten verdrossenen Manne keine größere Entschlußkraft einzuhauchen. Sein Grauen vor dem engen Enztal wurde immer größer, schließlich trat er kurzerhand den Rückmarsch nach Pforzheim an. Ein schwaches Detachement, das er südlich Wildbad stehen ließ, wurde bald darauf von Taponniers Vorhut überfallen. Weiter als bis Wildbad kamen aber auch die durch den Marsch von Gernsbach her gänzlich erschöpften Franzosen nicht.

Die ersten Erfolge St. Cysrs waren auch das Zeichen zum Beginn der Schlacht im Rheintal. Um 12 Uhr mittags setzte Desaix die Division Delmas gegen Detigheim, Division St. Suzanne gegen Malsch—Muggensturm an. Die Lücke im Zentrum schlossen Artillerie und Kavallerie. Das von Malsch bis Detigheim zäh aufklärnde Vorpostenfeuer verriet dem Erzherzog den überraschenden Angriff des Feindes. Sofort befahl er, nach den für den 10. bestimmten Dispositionen vorzurücken.

Der erste Stoß der Franzosen richtete sich gegen Malsch, das um 1 Uhr in ihre Hände fiel. Immer mehr Truppen wurden nun beiderseits in den Kampf geworfen. Das Dorf

ging von einer Hand in die andere. Schließlich erstürmten es die Oesterreicher zum viertenmal und warfen die Franzosen bis Ober- und Niederweiler zurück.

Nicht minder erfolgreich war das Vorgehen der Kolonne Latours auf der Rheinstraße. Sie entriß den Franzosen nach längerem Kampfe die Orte Detigheim und Detigheim und warf sie auf Raftatt zurück.

Die kaiserliche Kavallerie, inzwischen in der Ebene aufmarschiert, jagte in verschiedenen Attaken die gegnerische hinter ihre Artillerie.

Mit Einbruch der Nacht standen die Franzosen im allgemeinen an der Murg, die Oesterreicher am Federbach.*)

Eine Entscheidung war noch nicht errungen. Der Erzherzog betrachtete die Kämpfe im Rheintal nur als ein erfolgverheißendes Vorspiel zur Entscheidungsschlacht, die am anderen Tage mit der Erzwingung des Murgübergangs einsetzen sollte.

Noch um 10 Uhr abends hatte er die dahin zielenden Bewegungen festgesetzt, da lief bald darauf die Meldung von der Niederlage Kaims ein und warf alle Berechnungen um.

Die Erfolge St. Cysrs im Gebirge hatten dem 9. das Gepräge einer Entscheidungsschlacht gegeben, den Franzosen das rechte Rheinufer und die Basis zum Einbruch nach Süddeutschland gesichert. Zu all dem kam noch die Nachricht, daß Jourdan von neuem den Niederrhein überschritten habe. Der Erzherzog beschloß daher, sich der drohenden Umfassung zu entziehen und seine Armee in beschleunigtem Rückzug nach Pforzheim zu führen. Hinter dem schützenden Schleier starker Nachhuten bei Durmersheim, Ettlingen und Langensteinbach zogen die Rheintalkolonnen über Ettlingen—Durlach bezw. Mühlburg—Durlach nach Pforzheim ab. Am 11., 6 Uhr morgens, trafen sie bei Pforzheim ein und bezogen nördlich davon, bei Eisingen, ein Lager.

Moreau ließ seinem Gegner Zeit, die Magazine in Pforzheim zu retten. Erst am 10. warf General Delmas die österreichischen Nachhuten aus Mühlburg, Karlsruhe und Durlach hinaus.

Darüber und über das Verhalten der Franzosen in unserer Stadt unterrichtet uns in ergößlicher Weise das Tagebuch des fürstlichen Läufers Lanzer. Danach sprengte als erster Franzose am 10., abends 7 Uhr, ein Husar durch das Mühlburger Thor herein, so betrunken, als wollte er vom Pferde fallen. Bald folgte ein ebenfalls betrunkenen General und nach und nach etwa 2000 Mann barfuß, in Kitteln ohne Säbel, oft ohne Gewehre, mit blutigen Knitteln, „eine wahre Räuberbande. Die Galle lief mir über, als ich diese Votterhuden sah.“

Manche Karlsruher begrüßten die Franzosen mit Freuden, einer überreichte ihnen sogar einen Schinken mit Lorbeerkranz. Als das Gefindel genügend „gefessen“ hatte, zog es weiter nach Durlach. General Delmas und Stab nahm im Schloß Quartier.

Am 12. Juli beim Frühstück des Generals mit 10 Personen wurden Schokolade, Kaffee, Tee, geröstetes Milchbrot, Butterbrot, Schinken, Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Burgunder und Klingelberger aufgetragen.

Die Franzosen zahlten mit ihrem wertlosen Papiergeld, den Assignaten. Die Lebensmittel wurden durch Massen- einquartierung so teuer, daß man sie wohlfeiler aus dem Elsaß beziehen konnte. Das Ochsenfleisch stieg von 5 und 6 Kreuzern auf 16. (Lanzer.)

Die der Markgrafschaft Baden von den Franzosen auferlegten Bedingungen waren schwer: 1. Die badischen Truppen kämpften unter keiner Bedingung mehr gegen Frankreich. 2. Baden zahlte 2 Millionen Franken Kriegskosten und lieferte 1000 Pferde, 500 Ochsen, 2500 Zentner Getreide, 12 000 Säcke Haber, 50 000 Zentner Hen und 25 000 Paar Stiefel. Die schon erprekten Kontributionen und Naturallieferungen waren darin nicht einbegriffen.

Der Krieg, der sich allmählich bis tief nach Bayern hinein zog, erfuhr dort dank der Kühnheit und dem strategischen Können des Erzherzogs eine läche Wendung. Nach einander schlug er Jourdan und Moreau aufs Haupt und jagte sie wieder hinter den Rhein zurück. Aber trotz aller Erfolge in Deutschland mußte Oesterreich den von Bonaparte diktierten Frieden von Campo Formio unterschreiben. (17. Okt. 1797.)

*) Der Tag hatte die Oesterreicher eine Einbuße von 60 000 Mann und 2402 Mann gekostet. Die französischen Verluste stehen nicht fest.

N. Sillib / Die Weihinschrift des Wodanheiligtums
auf dem Heiligenberg.

Vor wenigen Tagen wurde bei der Anlage eines neuen Weges am Westabhang des Heiligen Berges beim unteren Ringwall ein Stein mit römischer Inschrift gefunden, den Oberförster Krutina dankenswerterweise sofort geborgen und den Städtischen Sammlungen überwiesen hat. Die aus graugelbem Sandstein bestehende Platte von nur mäßigen Ausmaßen trägt, umgeben von einem fein profilierten Rahmen, der dem römischen Steinmetzen alle Ehre macht, folgende übrigens verblüffend wohl erhaltene Inschrift. Geheimrat von Domaszewski hatte die Güte, sie als erster zu lesen und aufzuschreiben:

IN. H. D. D. DEO. MBOV
RIO. CIMBRIANO. M
DEM. CVM. SIGNO
TETTIVS. PERPETV
IVS. CARVS. V. S. L. L. M.

Zu Deutsch: Zu Ehren des Göttlichen Kaiserhauses hat Tettius Perpetuus Carus dem Gott Mercurius Cimbrianus das Heiligtum mit der Bildsäule gestiftet und damit sein Gelübde freudig eingelöst. Das Fundstück vermittelt uns also nichts weniger als die Bau- und Weihinschrift des längst vermuteten und gesuchten Wodanempels auf dem heiligen Berg; mit aller Wahrscheinlichkeit war die Platte für jeden Eintretenden in die Augen fallend über dem Zugang des Heiligtums eingemauert. Zum Text ist wenig zu bemerken; Eingangs- und Schlussformel sind die üblichen; in epigraphischer Kürze meldet er die Stiftung des Heiligtumes mit seinem Götterbild durch Tettius Perpetuus Carus, einem Mann wohl keltischen Stammes. Gerade diese Verbindung des germanischen Gottes mit dem keltischen Stifter ist charakteristisch für die in unserer Gegend um das Jahr 200 nach Christus bestehende Mischkultur. Das Grenzland stand römischem wie keltischem und germanischem Einfluß offen.

Zur weiteren Orientierung über die römischen Denkmäler auf dem heiligen Berg gebe ich im Folgenden den betreffenden Abschnitt aus meinem im Druck leider schon abgeschlossenen, demnächst erscheinenden Heimatflugblatt über den Heiligenberg:

Allen Anschein nach haben die Römer nur die obere Kuppe des Berges für ihre Zwecke ausgebaut und durch die Anlage des unteren Querwalles noch stärker befestigt. Wie anderwärts an ähnlichen Punkten haben sie vermutlich hier oben eine Signalkation, eine Warte mit einem Wachturm errichtet, die mit anderen in Verbindung stehend durch Feuerzeichen mit den äußersten Vorposten der Mümling- und später der Mainlinie in Fühlung bleiben konnte. Diese Specula auf dem heiligen Berg erschien um so zweckmäßiger angelegt, als sie direkt in der Achse der von Speier nach dem Neuenheimer Lager ziehenden römischen Heerstraße lag. Außer dieser Warte hatten die Römer, an das uralte Heiligtum anknüpfend, hier auch eine Tempelanlage, eine Zella mit Altären errichtet. Darauf weisen eine ganze Reihe von aufgefundenen Göttersteinen hin, worunter sich allein vier dem Merkur geheiligte Steine befinden. Wir werden nicht irren, wenn wir auf ein besonderes Merkurheiligtum schließen, trotzdem wir seine Fundamente, die höchst wahrscheinlich beim Bau der Heilgenkirche zerstört worden sind, nicht mehr feststellen können. Die Verehrung des Merkur auf unserer Höhe schließt sich an Kulte vorrömischer Zeit an, worauf die Weihinschrift eines dem Visucius, dem keltisch-nemetischen Merkur, geheiligten Altarsteins deutlich hinweist, die hierzu gehörige Bildsäule ist leider nicht mehr vorhanden. Ferner ist ein sogenannter Viergötterstein, dem Jupiter, der Fortuna, dem Vulkan und der Viktoria geweiht, hier zu erwähnen, der ein Teil nur noch eines umfangreicheren Denkmals vermutlich mit einer Gigantensäule, von den Brüdern Julius Secundus und Julius Ianuarius den klassischen römischen Gottheiten gewidmet war. Unser besonderes Interesse nimmt aber ein Fragment einer primitiven Inschriftplatte von rotem Sandstein in Anspruch, die in den Städtischen Sammlungen zu Heidelberg aufbewahrt wird und die Aufschrift trägt: „Mercurio Cimbrio“. Wer war dieser cimbrische Merkur, der hier an alt-heiliger Stätte angernsen wurde, wer hat ihn verehrt und wie war sein Kult geartet? Der Beinamen Cimbrius beweist uns,

daß wir hier auf dem Boden germanischer Gottesverehrung stehen. Es mögen tapfere, hierher versprengte Germanenkrieger cimbrischer Herkunft gewesen sein, denen zuliebe vielleicht ein römischer Offizier des Neuenheimer Auxiliarlagers den Vorsteiner gestiftet hat. Interessanten Aufschluß gewährt eine Mitteilung von Karl Christ aus dem Jahre 1880: „Daß noch mehrere solcher Widmungen vorhanden waren, beweist die Angabe eines Maurers, der bei einer vor 20 Jahren in den Klosterkellern des Fundortes arbeitenden Schatzgräberbande tätig war und dabei mehrere Inschriftsteine zum Vorschein kommen sah, von denen ein damals anwesender Lehrer aus Heidelberg behauptet hätte, sie bewiesen, daß auf diesem Berge einst die „Cimbriauer“ gehaust hätten. Wenn wir dieser Angabe Glauben schenken dürfen, so wären also mehrere ähnliche Steine damals vorhanden gewesen, was dann natürlich auf einen intensiven Kult des cimbrischen Merkurs schließen ließe. Wie hier am Westrand des Obenwaldes wurde der cimbrische Merkur auch am Oststrand unseres Gebirges, auf der Kuppe des Kraiberges bei Millenberg, in einem Heiligtum verehrt, worauf mehrere dort aufgefundenen Inschriften hinweisen. Besonders lehrreich bleibt aber der gerade auf unserem heiligen Berg bezeugte Doppeltkult des Visucius-Cimbrius Mercurius, der entschieden auf nationale Formen der Gottesverehrung, und zwar auf Wodan, hindeutet. Es ist freilich nicht mehr der alte Windgott der Germanen, der uns hier auf waldiger Bergeshöhe begegnet, es ist vielmehr der Wodan der Grenzvölker, der Händler und Wanderer, dessen Kult, dem gallischen ähnlich, gerade unsere Gegend mit ihren Beziehungen zum gallischen Westen und germanischen Osten um die Wende des 2. zum 3. Jahrhundert eigentümlich ausgebildet hat. Römisch war der Name des Gottes und sein feinerer Aftar, keltisch und vor allem germanischer Anschauung gemäß die Lage des Bergheiligtums. Man opferte noch Wodan, aber nicht mehr, wie es Tacitus von dem Volksheligtum der Semnonen überliefert hat, „in einem durch der Väter Sühnung und der Vorzeit Schauer geheiligten Haine“, in dem barbarische Opfer dargebracht worden und den niemand anders betrat als gefesselt, sich völlig der Macht der Gottheit unterwerfend. Nur einen Nachklang aus jenen Zeiten und aus jenen Sitten hat unser Stein bewahrt, der schließlich zerbrochen als Baustein in die an Stelle des heidnischen Heiligtums getretene Kirche des flehhaften Erzengels St. Michael eingeklägt worden ist.

Für diese Ausführungen bringt unser Stein in mancher Hinsicht die erwünschte Bestätigung, dessen Namensform „Cimbrianus“ im Gegensatz zu dem bisher auf dem heiligen Berg überlieferten „Cimbrius“ merkwürdiges Licht auf die Wichtigkeit der von Karl Christ mitgeteilten und oben erwähnten Tradition wirft und zugleich auch der Form der Millenberger Inschriften entspricht.

Vermutlich ist unsere Weihinschrift alsbald nach der Zerstörung des heidnischen Denkmals oben auf der Kuppe des Berges durch die Klosterleute zum Ausbau des unteren Ringwalles, wo sie nun glücklich wiedergefunden ist, verwendet worden. Sie wird nicht das letzte römisch-germanische Denkmal sein, das der Berg bisher noch im Schoß seiner Erde geborgen. Vieles mag im Laufe der Jahrhunderte endgültig zerstört und verloren gegangen sein; so verzeichnet Thomas Veger in seiner „für Herrn Graimberg“ geschriebenen Abhandlung über den heiligen Berg vom Jahr 1827: „Ein gewisser Herr von Billers, ein glaubwürdiger Mann, sah dort noch die kolossalische Statue einer Frau, die er für die Bildsäule einer Diana gehalten hat; ein Tag hernach fand er nur noch wenige Stücke davon.“ Trotz dieses und ähnlicher Verluste, der neue Fund heischt uns weiter hoffen. Er ist der fünfte bisher auf dem heiligen Berg zu Tage gekommene Merkurstein und sicherlich eines der wertvollsten erhaltenen Denkmäler der germanischen Religion.

Jedem Altertumsforscher wird der Stein, der vorläufig im Treppenhaus des Städtischen Sammlungsgebäudes auf dem Vorplatz des ersten Obergeschosses ausgestellt ist, willkommenen Kunde aus frühesten deutscher Vorzeit von dem „Wanderer“, dem Gott alles Wandels bringen.

Pittonius / Der Liebestanz.

„Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden und des Lebens leichtwerden. Aber daß der Schaffende sei, dazu selber tut Leid und viel Verwandlung.“

Unglücklich durch den Verlust der Geliebten, müde und ohne den klaren Willen zum Leben war ich wieder in dem Landstädtchen eingetroffen. Es war Abend, als ich ankam, und ob auch alles schon im weichen Dunkel lag, schien es mir doch so nah vertraut zu sein, als ob ich es gestern erst verlassen hätte. Unter den alten Bäumen ging ich suchend und schauend an der gotischen Kirche vorbei, deren Christus unbeholfen und kindlich als große Letter zwischen Maria und Johannes am Kreuze hing, ging die Treppchen durchs Rathhaus hinunter, über den Markt am plätschernden Brunnen vorüber, durch die Hauptgasse, wo schon die goldenen Fensterchen der schiefen Häuser mich zum Torturm wiesen, der alles stolz und schwarz überragte. Die Mariensäule glänzte golden im Mondlicht. Aus dem Gasthaus klang leise Musik. Ueber Platz und Brück fortschreitend, fand ich bald das kleine Haus im einsamen Garten, das wie ein verschlafenes Puppenhaus seine schwarzen Fenster ins blaue offen hielt. Ich klopfte und schellte. Ein Licht wurde wach, kam durch die Zimmer, öffnete die Türe und begrüßte mich als meine altgetreue Wirtin mit jener gütigen Freundlichkeit, die durch Jahre der Abwesenheit nicht leidet. — Am offenen Fenster im oberen Zimmer empfand ich schon den Segen meiner neuen Lage. Unten der Garten verschummert um das weiße Häuschen, weithin Wiesen, Felder und dunkle Wälder, über denen des Mondes runde Helle schimmerte und stieg; kühlher Anhauch, das heimliche Säusen der Stille, einer Grille silbernes Zirpen im Gras und der Sterne blinkendes Aufblitzen im weichen blau, das mich überschlug und umfing wie ein runder Traum, — alles dies hatte so viel Versöhnung, Milde und Maß, daß auch mein Leid, meine verflingende Klage sich einlang.

Die nächsten Tage gaben mir Ruhe und sonnige Stille. Blumen und Bücher am Fensterplatz, die Bank am Hause, das weiße Gartenhäuschen hinter den flachen Blumenbeeten, dies alles umschloß den Sinnenden mit dem zierlichen Ornament der grünen Blätter und bunten Blüten, die wie flüchtige Falter auf den Stengeln zitterten. Das kleine Leben solcher Enge und Abgeschlossenheit öffnete sich ins Weite der wiegenden Wiesen, die den Bach durchs nahe Tal begleiteten, unkränzt von weiten Wäldern steilaufragender Bäume, die hoch im Lichten den zierlichen Bau ihres dunklen Domes schlossen und die Wege überschatteten. All das verklang in das zarte blau der Ferne, das ohne Weh und Sehnen über die dunklen Wälder hereinfah. Hingestreckt in die goldene Ruhe der Wiese, in der schon lila Herbstzeitlosen wie zarte Fäden eingewebt leise im Winde bebten, hingegeben diesem stillen Bilde des sommerlichen Tages, über dem große Wolkeninseln in weißen Glanze schwammen, sich langsam formten, zerfloßen auflösten; hingelehnt auf die Hand belauschte ich das Rauschen des Baches, das Herzklopfen der Mühle, die silberblühend ihre Wasser in breiten Wellen fallen ließen. Mir war, ich hätte lang und schwer geträumt, nun aber sei ich selig aufgewacht und schaute lächelnd in den neuen Tag.

So waren Wochen dahingelebt, die sich wie in steigender Runde des himmlischen Rades überschlugen um die goldene Mitte der Sonne oder des Mondes. Schon schien mir wieder das bunte Bild des Alltags Sinn genug zu sein. Die Menschen waren mir freundlich begegnet und hatten mich wie die Figuren auf einem Schachbrett umstellt. Da war der alte Hauptlehrer, ein kindlicher, graubärtiger Rübezahn, da war der junge Rittmeister, der in wehmütigen Erinnerungen beim Weine noch einmal die bunten Schreden des Krieges beschwor, da war der leichtleibig lustige Maler, der als fahrender Geselle Städtchen und Mädchen auf reichlich bemalterleinwand darzustellen suchte, da war der Redakteur, der Arzt, der Pfarrer, der Kaufmann, der Rechtsanwalt, der Wirt, kurzum, alle Figuren eines kleinen Spieles, wie sie sich mit- und gegeneinander bewegen und im Kleinkrieg, meist um König oder Kirchturm gestellt, ihre Art so tapfer verfechten, daß man allen doch nur gut sein kann. Es fanden sich neben lieblich blühenden Frauen und Mädchen auch einige zutrauliche Kinder, wie sie immer den Alternenden erfreuen und durch zärtliche Kameradschaft manche Stunde heiter scherzend teilen, nicht ohne an den Keffeln oder sonstigen Einkäufen teilzunehmen. —

Ein Zirkus hatte uns alle überrascht. Morgens standen schon die Wagen mit mageren Pferden auf dem kleinen Plage, der von alten Kastanien umschattet den Jahrmärkten und sonstigen Truppen zugedacht war. Bald zog mit Schelle und dröhnender Stimme

der Ankündiger durch Straße und Gasse, das Spiel auf den Abend anzufagen und die Leute zu laden. Wie sollte ich da den kleinen Freundinnen widerstehen! Pünktlich saßen wir abends auf unseren Plätzen. Alles lag im Dunkel. Die Bänke des kleinen Biercks waren besetzt von Schwägenden und Lachenden. Dahinter stand und lief die ärmere Jugend. Die Wagen waren erleuchtet. Eine verstimmte Orgel ließ aus dem einen ihre pfeifenden Weisen dröhnen. Ein paar Lampen erhellten magisch die Arena, über der das hohe Seil lief, das auf fahnen geschmückte Türme gespannt war. Das Rauschen und Lachen, Orgeln und Rufen, die Erwartung, die dunkel bewegte Röhle im tiefen Blau, das Aufleuchten der grünen Zweige über den Wagen, dies war so recht das Element, aus dem sich der bunte Zauber einer Akrobaten- und Seiltänzertruppe lösen sollte. Endlich verklang pfeifend die Orgel. Ein roter, schlangenglatte Mann, mager und sehnig, trat in die aufflammende Helle der Lampen und kündigte in gebrochenem Deutsch umständlich die Vorführung an, nannte preisend sich und seinen Sohn als berühmte Seiltänzer, deutete die tägliche Todesgefahr des Seiltanzes prahlerisch an und erwähnte den Tanz der Kinder, die im Auslande ihre alten Weisen gelernt hätten, wozu er sich Beifall, Zahlung und ehrende Ausdauer erbat. Dann flogen die roten und weißen Trikorkörper der Turnenden und Springenden durch die Luft wie fliegende Schlangen, wie leuchtende Zaubervögel; der dumme August, breitthofig, goldbestern, bemehlt und bemalt, riß Maul und Augen auf, frug und antwortete dumm im schallenden Gelächter der jubelnden Kinder, störte, half, stolperte und füllte die Bausen, bis schließlich auf einem dunklen alten Teppich die zierliche Verbeugung zweier Kinder aufschauen ließ. Das Mädchen und der Knabe waren weiß gekleidet, ärmlich, aber eigenartig und reinlich nett. Die Spizenkragen, die silbernen Schärpen, all das hob die kindlichen Gestalten aus dem Dunkel heraus und gab ihnen jenen Zauber und Flitterglanz, der die Menge staunen läßt. Zierlich und esenhaft beweglich hatte besonders das kleine Mädchen im Tanz eine Anmut, die eckig und puppenhaft einen eigenen Stil ergab, der fremden Tanzweise und Melodie innig verwandt. Die beiden umtanzten zu der wiegenden Weise leise und langsam, dann immer schneller, den Teppich, kreisten hüpfend, saßen sich, ließen sich und spielten so eine kleine Pantomime, die mit Tanzen, Gesten und Mimik den Sinn ergab, daß sich die beiden innig liebten, daß sie ihn aber scheinbar abweiße. Plötzlich warf sich der traurige Knabe hin und spielte den Sterbenden, während das Mädchen immer langamer ihn umtanzte, das Klatschen erschrocken einstellte und zu ihm niederkniete um ihn weinend zu beleben. Die Musik erlosch. Der Knabe blieb liegen, und die Kleine weinte in die zierliche Schürze. Nie werde ich das vergessen. Das arme blasse Gesicht der Weinenden war edelschön von der frühen Reife einer entbehrenden Jugend. Die dunklen Augen hatten Glanz und Tiefe der Nacht, ein roter Mund unter dem schmalen Näschen zuckte und blühte in Licht und Schatten. Ueber dem weißen Nacken stand das weiche Goldhaar hochgebunden wie eine Gloriole um das lichte Antlitz, hochüberflattert von einer silbernen Schleife. Wie soll ich den flügelnden Reigen der Hände und Füße, jeder Wendung und Biegung beschreiben. Sie war die klagende Seele, die um den Toten flatterte, tanzend, weinend, trauernd ihn umkreiste — bis jener endlich das erhigte Köpfchen hob, die Locken schüttelte, lachend aufsprang, die Erschrockene, Erwachte küßte, umfaßte, umtanzte und in letztem orgelsubelndem Ringelreihen unter Gelächter und Getöbe blitzschnell aus dem Kreise ins Dunkel der Bäume und Wagen riß.

Ich sah, las, begriff. Aufwachend begriff ich endlich dies seltsame silberhelle Ornament, das mir eine Zauberhand groß, lebendig, lieblich, nah und voll aus die dunkle Bläue der Nacht geschrieben hatte, die Hieroglyphe meiner leidenden Seele, meiner toten und erwachenden Liebe. Erschauernd sprang ich auf, hinaus, davon. Tief durch Schatten und Licht, Weg und Nasen, weinend, zitternd und glühend im Schleier der Tränen. Tief schluchzend den geliebten Namen, wankte und fiel über die Staffeln der Kirchenüre wie ein Sterbender, dem der Atem entflieht. So lag ich, fühlt schmerzend den kalten Stein, die heißen Tränen, Blick und Glanz eines Lichtes über mich hin, wie wenn sich das Fenster über mir gespenstlich öffnete, daraus ein mondenbleiches Bildnis winkte und winkte, zitternd und puppenhaft im grünen Licht, Liebste und Kind, Mond und Fenster in einem. — Mein Herz flog, pochte, orgelte dunkel und schwer; und es mich ein Traum ohne Sein und Sinn entloh, sah ich mich selbst als ein riesiges Ornament jenes Liebestanzes im rauschenden Zirkus einer dunkel-lärmenden Welt hingestreckt und liebeklagend umtanz, erweckt und erlöst von der allumfassenden Liebe. —